

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Am Vermittlungsamt

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Am Vermittlungsamt.*)

Humoreske von Maximilian Schmidt.

Privatier Brauneberger hatte das Mißgeschick, sich lächerlich gemacht zu haben. Er hatte mit einem Freunde gewettet, daß er auf der Trambahn unbehelligt zwei Plätze belegen könne, einen davon für sich, den andern für ein großes Bündel. Er probierte dieses Wagnis; das Ende vom Liede, oder besser von der Fahrt, war aber, daß er nach vielen komischen, für ihn aber peinlichen Zwischenfällen mit Arbeitern, die er wider Willen verlegte, samt seinem Bündel an einer Haltestelle unter allgemeinem Gelächter zum Wagen hinausgeworfen wurde. Brauneberger tröstete sich darüber, kam doch sein in Ruhe und Nichtsthun fast stockendes Blut wieder einmal in Wallung, und so hielt er den Arger für gesund. Aber dieses Heilmittel sollte ihm doch bald zum Ekel werden.

Obige Hinausflug-Szene hatte ein junger Künstler mit angesehen und sofort skizziert. Schon nach wenigen Tagen erschien das Bild nebst einem witzigen Gedicht, betitelt: „Ein fliegender Broß“, in der humoristischen Beilage eines Münchener Blattes. Die ganze Figur des Fliegenden war frohschönlich gehalten, nur den Kopf hatte der Zeichner auffallend gut porträtiert, so daß jedermann sofort das Original erkennen konnte und Brauneberger vielseitig verläßt und verspottet wurde. Das ärgerte den dicken Privatier über alle Maßen und er beschloß, gegen den Künstler, der sich „Johannes Ebner“ nannte, eine Beleidigungsklage anhängig zu machen.

Das Gesetz erfordert in solchen Fällen, daß einem derartigen Verfahren ein Ausgleichsversuch beim magistratischen Vermittlungsamt vorhergehe, und zu einem solchen waren Kläger und Beklagter eines Nachmittags auf das Rathaus geladen.

Braunebergers Frau und Tochter gaben sich vergebens Mühe, den Erzürrten zur Rücknahme der Klage zu bewegen. Sie fürchteten nicht mit Unrecht, daß der Stadtklatsch dadurch nur neuerdings willkommenen Stoff zu witzigen Ausfällen gegen den sonst so zurückgezogen lebenden Privatier finden würde. Aber Brauneberger hatte sich von einigen Bekannten so aufheizen lassen, daß er hartnäckig auf dem nun einmal betretenen Wege verharrete. Er schimpfte dabei über Künstler und

Zeitungs-schreiber ganz lästerlich, und dies um so mehr, je eindringlicher ihm seine Frau Bernunft zuspochen wollte.

Besser gelang das seinem Töchterlein Susanne, einem lebenswürdigen, heiteren Mädchen, das der Augapfel des Vaters war. Susanne konnte ihn, wenn sie es darauf abgab, sozusagen um den Finger wickeln. Und diese Susanne hatte ein hohes Interesse dabei, daß er sich mit dem Künstler in keinen Prozeß einlasse.

Sie war diesem Stande mit großer Sympathie zugehen, denn sie hatte einen jungen Künstler, der nach ihren Begriffen schön wie ein Apollo war, während ihrer letzten Sommerfrische in Tegernsee flüchtig kennen gelernt.

Sie hatte damals mit ihrer Mutter eine Vergpartie nach dem Hirschberg unternommen, die Damen waren da-

bei auf einen unrichtigen Weg geraten, der sie in ein wildes Waldgebiet brachte. Schon überfiel beide eine große Angst, als sie plötzlich einen jungen Mann erblickten, der, auf einem Feldstuhle sitzend, soeben im Begriffe war, eine prächtige Baumgruppe zu skizzieren.

Der junge Mann war sofort bereit, die Berirrten auf den richtigen Pfad zu bringen, und war dabei ebenso galant als besorgt, denn es gab ungeworfene Baumstämme zu überklettern, über vom Wildwasser aufgerissene Gräben zu springen. Dabei half er der Mutter und half auch der Tochter, die ihn unendlich freundlich anblickte und so frohlich zu lachen verstand, daß der junge Mann schließlich Gefallen an ihr fand. Er hielt ihre Hand manchmal länger, als nötig in der Leinwand, und als er sie einmal über einen besonders großen Stamm hinweghob, drückte er



Das Ende vom Liede war, daß er samt seinem Bündel an einer Haltestelle zum Wagen hinausgeworfen wurde.

sie fester an sich, als dies die unerwartete Turnübung erforderte. Susanne errödete freilich, aber sie plauderte so frisch und unbefangen weiter, daß der junge braungelockte Maler mit dem kleinen dunklen Schnurrbüchchen völlig entzückt ward.

Zum Verdrusse der beiden jungen Leute war endlich der richtige Weg gefunden. Man aber fiel es dem Künstler bei, daß er Stuhl und Skizzenbuch im Wald zurückgelassen. Er mußte sich beides holen; außerdem sollte auch die begonnene Skizze vollendet werden. Er hoffte aber, den nun auf den rechten Weg Gewiesenen beim Abstieg wieder zu begegnen und sie vielleicht beim „Bauer in der Au“ zu treffen. So verabschiedete er sich für einige Weilen. Die Damen dankten ihm in überdieswundersamer Weise und Susanne blickte noch öfters nach dem sich Entfernenden zurück. Ein gegenseitiger letzter Ge-

*) Siehe die Humoreske: „Das verhängnisvolle Bündel“ in „Sinkenden Boten“ 1893, Seite 46.)



sand aus der Ferne statt. Von da ab sahen sie sich nicht wieder.

Beide Teile hatten, wie das so oft bei solchen Gelegenheiten geht, vergessen, sich vorzustellen. Aber Susanna gedachte oft, sehr oft des lebenswürdigen Begleiters, sie spähte vergebens nach ihm auf ihren Spaziergängen und Rahtfahrten auf dem schönen See. Er war nirgends zu erblicken. Und wieder nach München zurückgekehrt, war die Erinnerung an das Begegnen mit dem unbekanntem Künstler das schönste Resultat ihres heurigen Landaufenthaltes.

Daraus entstand ihr Bemühen, den Vater abzuhalten, gegen einen Künstler machte ihr den ganzen nicht, daß der in jüngster Zeit so häufig polternde Papa sich neuer Uebereilungen und unbedachtamer Handlungen schuldig mache.

Deshalb ließ sie sich's nicht nehmen, den Vater zum Vermittlungsamte auf das Rathhaus zu begleiten. Sie hoffte, irgend eine gütliche Beilegung des Streites ermöglichen zu können. —

In einem nur schwacherbellten Saale mußten die Parteien warten, bis sie durch einen Diener zu dem im Nebenzimmer sich befindenden Beamten gerufen wurden. Eine Menge Personen beiderlei Geschlechts, elegant und einfach gelehrt, gebildete und ungebildete, saßen oder standen im Lokale herum und harren des Aufrufes.

In der Amtsstube nebenan hörte man oft bestig zanken, dann kam einer nach dem andern mit allen Zeichen der Entrüstung heraus und eilte dem Ausgange zu, noch für sich hin schimpfend. Andere wieder gingen entschieden versöhnt und ausgeglichen von dannen.

Die im Saale Wartenden suchten ihre Gegner mit wilden, vorwurfsvollen Blicken; andere teilten sich gegenseitig die Ursache ihres Daseins mit, besonders die Weiber.

„Sagen S' selba, Frau Kramerin, soll i mir dös g'fall'n lassen?“ fragte ein solches die Nachbarin. „Bin i a Millipantscherin? Hat die g'spreizte Wirtin von der Sonnabluma a Recht dazu? Zwölf Jahr' fähr' i mei' G'schäft und loo Mensch hat so was von mir k'hanpt'. I kann loo Wasser trüben, vielwenga a Willi. Bei mir wird mir 'pantst. Die moant leicht, weil bei ihr 's Bier 'pantst wird, daß d' Wasserleitung oft ins Stöcken kimmt? I sag' loan Menschen was

Bö's nach, na', g'wiß nit! A jeder treibt sei' G'schäft, so guat er's kann. I Willi pantsch'n! Die auf'blas'n Sonnabluma soll vor ihrer Thür fehr'n, die lange Docten. Muas ma förnli zwoamal hinschaug'n, bis ma's ganz siehgt, so lang is's, und dazua putzt sie si' z'samm' wie 'r a Docten, und wenn der Herr Sekretär zum Bier kimmt, no, — wenn da 'n Wirt, dem alten Steffl, 's Hirn mit weh thuat, weil ebbas anshawachen möcht', Sie wissen's scho' — so hat er loo Hirn, hat er loans. Was geht mit den sei' Hirn an! I hab' mit'n mein' gruag Glend, wenn i mi vergiß und zwoamal in an' Käbel — wissen S', es kimmt ja vor, daß ma hin und wieder a Willi, die z' dick ausg'fall'n is, verdünna möcht' mit — ara leichtern Willi, — aber dös



Es gab umgeworfene Baumstämme zu überklettern.

is mit 'pantst, wenn ma oans ins ander gehu laßt. Jess', da schaug'n S', durt kimmt ' die langmächt' Sonnabluma. Na', den Guat und die Blümeln! Wo wart! Von dera muas Cahna no'mal ebbas dazähl'n, da wern S' lacha.“

Sie konnte nicht weiter sprechen. Der Aufrufer nannte ihren Namen und denjenigen ihrer Gegnerin, der Wirtin zur Sonnenblume. Beide eilten dem Amtszimmer zu. Dort machte eine der andern den Vortritt streitig, bis endlich beide mit dem Ausrufe „O je!“ zu gleicher Zeit sich in das Nebenzimmer drängten, zur Erheiterung der Zurückbleibenden.

Auch Brauneberger lachte. Er hatte alle Anwesenden und Ankommenden der Reihe nach gemustert, keiner aber schien dem Phantasiestück ähnlich, das er sich von Johannes Ebner gemacht. Er stellte sich diesen als einen verbissenen, grämlichen Menschen vor, gekleidet in einen alten Samtflaus, das Haupt mit einem mächtigen Kalabreserhute bedeckt.

„Auf'n ersten Blick kenn' ich ihn!“ hatte er seiner Tochter beteuert. „Aber bis jetzt ist keiner im Saal, der mich so anekeln könnt wie dieser zweideutige Mensch.“

„Aber Vater,“ versetzte Susanna, „du hast vorhin doch selbst gelacht über die Milchfrau. Hörst du, wie sie raisonniert? Alles lacht. Ich meine, du solltest auch lachen über das dumme Bild. Du zeigst dadurch am besten, daß du durch solch eine Karikatur nicht geärgert werden kannst.“

„So?“ entgegnete der Vater. „Soll ich mir gefallen lassen, daß du einen prozogenähnlichen Vater hast? Und

zweiter Note für 1894.

das von einem wildfremden Menschen, von einem — Jess', der ist's — der ist's!"

In diesem Augenblick kam ein Mann in etwas herabgekommenener Kleidung zur Thüre herein. Er hatte lange, ungekämmte Haare und trug einen schäbigen Samtrock. Sein schon alterndes Gesicht war blaß und zeigte die Spuren eines lieberlichen Lebenswandels.

"Der ist's!" behauptete Brauneberger. "Schau ihn nur an, — z'rissene Stiefel hat er, — ich seh's von weitem und — so ein Lump!"

"Hst!" machte Susanne. "Du weißt es ja gar nicht gewiß. Weiß der Himmel, wer der ist."

"Der Progenmacher ist's!" sagte Brauneberger in bestimmtem Tone und warf wütende Blicke nach dem neuen Ankömmling. Dieser ließ sich auf einer hinteren Bank nieder, nachdem er dem Aufrufer seinen Ladezettel überreicht hatte.

"Wie er sich hintri setzt," meinte der Privatier, "daß er ja mir nicht zu nahe kommt."

"Er hat dich ja gar nicht gesehen," entgegnete Susanne. "Ich halte ihn für einen armen Menschen, der —"

"Ein Lump ist's!" unterbrach sie der Vater. "Jetzt schaut er her; ich werf ihm aber so einen Blick der Verachtung zu, daß er an mich denkt. Aha, er senkt seinen Blick zu Boden. Ja, ja, das ist das Schuldbewußtsein, das ist's."

"H!" machte jetzt Susanne.

"Was ist's?" fragte der Vater.

"Siehst du den eleganten Herrn, der gerade eintritt? Das ist — ja, ja, das ist der junge Mann, der uns heuer auf dem Hirschberg — du weißt doch?"

"So, so?" erwiderte Brauneberger. "Dem muß ich dann gleich meinen Dank sagen, wenn die Vernehmung da drinnen vorüber ist."

Aber er sollte hiezu sofort Gelegenheit finden, denn schon hatte auch der Angewandene Susanne erblickt und wiedererkannt.

"Bräulein, Sie treffe ich hier?" sagte er rasch herbei eilend. "Ich freue mich, Sie wiederzusehen."

"Ich mich ebenfalls," erwiderte Susanne mit leichtem Erröthen. "Wir begegneten uns in Tegernsee leider nicht mehr."

"Ich mußte plötzlich abreisen, eines Freundes wegen, — aber ich habe viel, sehr viel an Sie gedacht," gestand der andere.

Susanne lächelte erfreut.

"Darf ich Ihnen meinen Vater vorstellen? — Hier, Privatier Brauneberger."

Der junge Mann wich entsetzt einen Schritt zurück.

"Da — da — das ist Ihr —"

"Mein Vater," vollendete Susanne.

"Ja, so ist's," pflichtete Brauneberger bei. "Meine Frau und Tochter haben mir viel von Ihrer Lebenswürdigkeit erzählt, und ich freue mich, daß ich Ihnen jetzt endlich danken kann für die Mühe, der Sie sich unterzogen. Nochmals herzlichen Dank!" Dabei reichte er dem Verblüfften die derbe, fleischige Hand und schüttelte ihm die feine in herzhafter, schmerzender Weise.

Der Künstler mußte nicht sofort, was er sagen sollte. Er sah bald Susanne, bald deren Vater an, wegen dessen er ja gerade auf dem Vermittlungsamte war, denn er war Johannes Ebner, der Progenzeichner, der von Brauneberger Angeklagte, dessen Händedruck er noch lebhaft verspürte.

Endlich aber sagte er: "Ich bin eigentlich in Verlegenheit, Ihnen hier —"

"Sie sind wahrscheinlich in derselben Lage wie ich,"

unterbrach ihn Brauneberger. "Hat mich da so ein böshafter Mensch — ich sage eigens nicht Kollege von Ihnen, denn so ein böshafter Karikaturenmacher wach ja nicht, was Kunst ist —, so ein Giftmügel hat mich durch eine Zeichnung öffentlich dem Gespötte preisgegeben, er hat einen Progen aus mir gemacht, denken Sie sich, ich und ein Prog! Da hab' ich ihn verlagt. Heut ist die Vermittlung, — ich lass' aber nichts vermitteln, ich lass' ihn strafen, eingesperrt muß er werden! — Und warum sind Sie da?" fragte er nach einer Weile.

"Ich?" fragte der Künstler, noch immer sehr verlegen, aber doch allmählich sich zurechtfindend. "Ich bin in einem ähnlichen Falle hier. Ich beabsichtigte, mich mit meinem Gegner zu vergleichen."

"Ich nicht!" rief Brauneberger rasch. "Sehen Sie, dort hinten, der Mann mit dem abgetragenen Samtrock, der ist's. Johannes Ebner heißt er."

"Ach bester Herr," sagte jetzt Susanne, "ich halte es für einen glücklichen Zufall, der Sie uns gerade hier wieder finden ließ. Vielleicht können Sie es ermäßiglichen, daß der Vater sich mit dem Karikaturenzeichner vergleicht. Die Mutter und ich baten den Vater vergebens, daß er die Sache beruhen lassen solle. Der Mensch dort macht auf mich den Eindruck des Erbarmens. Er scheint arm und unglücklich zu sein. Er würde gewiß dem Vater Abbitte leisten, und — mehr, Vater, kannst du nicht verlangen."

"Ich verlange, daß er eingesperrt wird, und dabei bleib'is!" versetzte Brauneberger.

"Bitte, vermitteln Sie," bat Susanne den jungen Mann.

Dieser suchte nach einem guten Gedanken, wie er sich aus dieser verwirren Lage glücklich herauswinden könnte. Hier mußte Künstlerwitz helfen, und es schien, als mache ihn Susannes bittender Blick erfinderisch.

"Also den dort halten Sie für Johannes Ebner?" fragte er lächelnd.

"Ja, den Hungerleider dort!" antwortete Brauneberger. "Gerade habe ich ihm wieder einen vernichtenden Blick zugeworfen."

"So erfahren Sie denn," sagte der junge Künstler, "jener heißt wirklich Ebner, aber nicht Johannes, sondern Hans Ebner. Ich bin mit ihm weder bekannt noch verwandt, weder Freund noch Feind u., aber er hatte die Flechheit, meinen Namen zu mißbrauchen."

"Ihren Namen? Ja, wie heißen Sie denn eigentlich?" fragte Brauneberger.

"Ich? Ich heiße Johannes Ebner."

"Sie? Aber —"

"Aber der dort heißt Hans Ebner und ist ein Stümper von einem Künstler. Damit er nun keine jämmerliche Karikatur über Sie leichter anbrachte, schrieb er als Monogramm „Johannes Ebner“ darunter. Verstehen Sie? Mein Name ist schon etwas mehr wert, und so kommt es, daß ihm das Wigblatt die Zeichnung mit den erbärmlichen Versen abnahm. Und ich bin hier, weil ich ihn angeklagt habe wegen Mißbrauchs, wegen — Sie verstehen schon!"

"Aber da hört sich doch alles auf!" versetzte Brauneberger. "So ein Halunke, so ein — ja, ja, der —" schaut ihm aus dem Gesicht und allen Knopfslöchern heraus."

"Hst!" machte der Künstler. "Ich will mit ihm sprechen, er soll Sie um Verzeihung bitten, aber dann lassen Sie ihn laufen. Er hat für immer abgeprobt, verlassen Sie sich auf ihn."

"Ach ja, thun Sie das!" bat Susanne, der die



Sache nicht ganz klar war und welche gerne noch diese oder jene Frage gestellt hätte. Herr Brauneberger wollte ebenfalls Einwendungen machen, aber schon hatte sich der Künstler zu dem vorgeblichen Namenskollegen begeben.

In diesem Momente kamen die beiden Frauen, die Milchfrau und die Wirtin, in bestem Einverständnis aus dem Nebenzimmer.

„Es war halt a Mistverständnis!“ meinte die Milchfrau. „So geht's. Drum soll ma über alles z'erst reden — no — mi freut's.“

„Niemals hab' i über Sabna Milli g'schimpft,“ ver setzte die Wirtin. „D' Milli is halt nöd alleweil gleich —“

„Dös is's,“ erciferete sich die andere. „Nix als a Mistverständnis! I hab' jederzeit d' Hand ins Feuer g'legt für Sabna, foa unrechts Wörtl is über meine Lippen konna, wahrhafti —“

Was sie sich noch gegenseitig vorlogen, konnte nicht mehr gehört werden, sie hatten den Saal verlassen.

„Siehst du, Vater,“ sagte Susanne, „auch die beiden haben sich veröhnt. Es ist doch am besten so.“

„Muß mir's noch überlegen,“ antwortete der Vater; „der verdient kein' Pardon: Namensmißbrauch, Karikaturenschänder, und dabei aussehen wie ein Hungerleider —“

Der junge Künstler hielt indessen mit dem fraglichen Samtrocinhaber folgendes Zwiegespräch: „Bönlein, Sie haben mich wegen Beleidigung hierber citieren lassen?“

„Ja, so ist's, Herr Ebner,“ entgegnete der Ange sprochene, der sich als Farbenreiber in den Künstler Ateliers herumtrieb und nicht mit Unrecht für einen Fexen galt. „Sie haben mich in Gegenwart anderer geschimpft —“

„Ich hatte Grund dazu,“ unterbrach ihn Ebner. „Sie haben den Farbeinlauf mit mir nicht richtig verrechnet; ich habe die Pevweise jetzt in der Tasche. Ihre Klage nützt Ihnen nichts; ich kann den Wahrheitsbeweis erbringen. Ubrigens soll alles vergessen sein, wenn Sie wollen.“

„Das ist mir das allerliebste,“ entgegnete Bönlein. „Nent mich ohnedies schon, daß —“

„Nun, desto besser,“ sprach Ebner. „Sie haben heute natürlich noch nichts gegessen?“

„Noch keinen warmen Köffel hab' ich im Leib!“ beteuerte der andere, „und es geht schon auf Abend.“

„Da haben Sie einen Thaler,“ sagte Ebner, ihm das Geld gebend. „Jetzt aber gehen Sie zu dem dicken Herrn dort, bei dem Sie mich stehen haben, und bitten ihn um Verzeihung — kurz und bündig, lassen sich in gar keinen Diskurs ein, nennen keinen Namen, bitten ihn nur um Verzeihung und verschwinden dann. Das andere besorge ich, verstehen Sie?“

„Eigentlich nein,“ ver setzte Bönlein. „Sie meinen, ich soll den Herrn dort um Verzeihung bitten, weil Sie mich beleidigt haben?“

„Ganz recht,“ lachte Ebner. „Da haben Sie noch eine Mark, damit Sie leichter begreifen.“

„O Herr Ebner,“ sagte Bönlein gerührt, und eine Thräne zeigte sich in seinem Auge.

Er wollte sie abwischen, aber Ebner fuhr dazwischen und hielt ihm die Hand.

„Nicht abwischen!“ rief er. „Erst wenn Sie dort sind, thun Sie es, und können Sie noch einige Thränen herausdrücken, sollen Sie noch einen Thaler haben. Jetzt aber kommen Sie.“

Bönlein glaubte zu träumen. Jedenfalls wußte er nicht, warum er zu etwas veranlaßt wurde, das ihm

völlig unklar war. Er folgte dem Künstler zu den in höchster Erwartung Verweilenden.

„Herr Brauneberger,“ ergriff der junge Mann das Wort, „ich habe die Sache vermittelt. Machen Sie keine Schwierigkeiten, und Sie —“ damit wandte er sich zu Bönlein, „thun Sie, wie Sie sagten.“

„Mein Herr,“ begann dieser, „ich bitt' vielmals und aufrichtig um Verzeihung —“

„Mehr können Sie nicht verlangen, Herr Brauneberger,“ fiel Ebner ein.

„Mehr darfst du nicht verlangen,“ sagte auch Susanne.

Brauneberger maß seinen vermeintlichen Gegner mit möglichst geringschätzenden Blicken.

„Wie kamen Sie dazu, das zu thun?“ fragte er.

Bönlein glaubte, es handle sich um seine Klage, und erwiderte: „Wenn der Wurm getreten wird, krümmt er sich.“

„Ah!“ entgegnete Brauneberger, „ich hab' Sie auf der Trambahn getreten? Das war wohl möglich, aber das ist kein Grund, einen ehrlichen Mann der Fächerlichkeit preiszugeben. Sagen Sie, was haben Sie jetzt dafür bekommen?“

Brauneberger meinte die Zeichnung, Bönlein aber glaubte, es handle sich um das, was er von Ebner erhalten, und er antwortete demgemäß: „Drei Mark und noch eine dazu und —“ indem er sich die ihn noch immer auf der Wange kitzelnde Thräne abwischte, „ein Thaler ist mir noch gewiß.“

„Bönlein!“ ward jetzt gerufen.

„Hier!“ meldete sich derselbe.

„Ebner!“ lautete der zweite Aufruf.

„Hier!“ antwortete auch dieser.

„Eintreten!“ befahl der Aufrufer.

Brauneberger und Susanne sahen bald den einen, bald den andern der vor ihnen Stehenden an.

„Heißen Sie denn Bönlein?“ fragte der erste jetzt den noch immer zerknirscht dastehenden Farbenreiber.

„Es handelt sich um eine dritte Person,“ warf der junge Künstler rasch ein, und dem Aufrufer erklärte er: Die Parteien verzichteten auf den Eintritt; ebenso Brauneberger und Ebner. — Sie können jetzt gehen,“ wandte er sich wieder dem Farbenreiber zu. „Herr Brauneberger vergiebt Ihnen. Adieu!“ Mit diesen Worten hatte er Bönlein thatsächlich von dem Privatier weggedreht und zur Thüre gewiesen.

Brauneberger winkte verächtlich mit der Hand, daß er gehen solle.

„Sie haben recht,“ sagte er zu dem Maler, „so ein Mensch kann gar nicht beleidigen. Die Zeichnung ist auch so stümperhaft, man sieht ihr an, daß sie ein Pfuscher gemacht hat. Gehen wir! Und wenn ich Sie einladen darf, mit uns im Nathanskeller eine Flasche Wein zu trinken, so wird mir das eine große Freude sein.“

Der junge Künstler atmete erleichtert auf, daß seine List so wohl gelungen.

Als sie die Treppe hinabstiegen und die beiden jungen Leute dem voranschreitenden Brauneberger folgten, fragte Susanne den Maler leise: „Was denken Sie sich jetzt von uns?“

„Nur Gutes!“ versicherte der junge Mann. „Was aber denken Sie sich von mir?“

„Daß Sie ein Erzschelm sind!“ antwortete Susanne lächelnd. „Ich habe die ganze Geschichte durchschaut.“

„Und wollen mich verraten?“ fragte Ebner, dem Mädchen die Hand drückend.

„Nein,“ entgegnete dieses. „Sie wissen ja immer wieder den richtigen Weg zu finden.“

„O wir sind schon auf dem rechten Weg,“ versetzte Brauneberger, der die letzten Worte gehört und falsch gedeutet hatte. „Ich kenn' mich im Rathhaus schon aus, trotz der so beliebten ägyptischen Finsternis.“

Ebner und Susanne sahen sich lächelnd an. „Ich kenne von nun an nur einen richtigen Weg,“ sagte der erstere, „und der führt zu Ihrem Herzen.“

Dieser Weg war für den hübschen jungen Mann nicht reich an Hindernissen. Einige Monate später fuhr das junge Paar zum Standesamt.

Bald nach der Hochzeit traf es sich, daß Bömlein und Brauneberger sich im Hofbräuhaus begegneten. Der Farbenreiber sah noch heruntergekommener aus als damals am Vermittlungsamt, weshalb ihn Brauneberger herzwinkte und ihm ein paar Mark mit den Worten in die Hand drückte: „Sie müssen mir eine Gefälligkeit thun.“

„Ich?“ fragte Bömlein, durch das Geld in seiner Hand neu belebt. „Soll ich vielleicht heute jemand um Verzeihung bitten, den Sie beleidigt haben?“

„Ich verstehe Sie nicht,“ erwiderte Brauneberger. „Auf das Wohl des glücklichen jungen Paares sollen Sie trinken. Sie wissen doch, daß Ihr Namenskollege mein Schwiegerohn ist? Alles andere ist vergessen, Herr Ebner, ja, ja — vergessen.“

„Wie nennen Sie mich? Ebner? Mein Name ist ja Bömlein, Gottfried Bömlein!“

„Machen Sie keinen Spas,“ versetzte Brauneberger. „Sie heißen ja Hans Ebner! Das weiß ich besser.“

„Wie — wie? Sie wissen besser als ich, wie ich heiße? Aber erlauben Sie —“

„Erlauben Sie,“ unterbrach ihn Brauneberger. „Sie heißen Hans Ebner, wenn Sie gleich unter der Karikatur aus gewissen Gründen eine Änderung vornehmen.“

„Unter welcher Karikatur?“

„Die Sie sich erlaubten — Trambahn — fliegender Prog —“

„Weiß ich gar nicht,“ versicherte Bömlein. „Aber Sie haben doch Ihre Zeich — Ihr Nachwerk mit Johannes Ebner unterschrieben.“

„Ich? Ich kann ja gar nicht zeichnen. Auf Ehr' und Seligkeit, ich bin der Farbenreiber Gottfried Bömlein. Ah, jetzt fällt mir's ein: Sie meinen jene lustige Zeichnung »der fliegende Prog«. Ja, das ist ja von Ihrem Herrn Schwiegerohn komponiert, und zwar sehr gelungen.“

„Von meinem Schwiegerohn?“ fragte Brauneberger entsetzt.

„Nu freilich,“ erwiderte Bömlein. „Ich weiß aber nicht, wen er damit im Sinne hatte, jedenfalls einen Geldprogen. Ich wollte, ich hätte diese Ehre gehabt; ich verschluckte den Progen gern, ich meine die Zeichnung. Kennen Sie vielleicht das glückliche dicke Original?“

„Nein,“ entgegnete der Privatier gereizt. „Habe kein Verlangen darnach! Und jetzt adieu!“

Er wendete dem Farbenreiber den Rücken. Dieser war erst verblüfft, dann lachte er laut auf und entfernte sich lawischüttelnd.

„Mir geschieht's recht!“ sagte Brauneberger nach einigen Nachsinnen. „Meine gleichmäßige Ruhe war mir zuwider, ich wollte mich hier und da ärgern, daß mein Blut mehr in Wallung komme. Jetzt nimmt der Arger gar kein Ende mehr, — was sag' ich, Arger? — die Wut! die Wut! Hätt' ich ihn nur gleich vor

mir, den Falschen, den Hinterlistigen, den —; kommt er mir nur zurück von der Hochzeitsreise, — da giebt's eine fürchterliche Katastrophe!“

Es gab aber keine. Angesichts des Glückes der Neuvermählten schmolz des Alten Kut hin wie Schnee in der Sonne. Schließlich überkam es ihn, als hätten sich etwelche Weisheitsbacillen in seinem Hirn festgemittelt, und lachend sagte er zu sich: „Wer sich zu einer Dummheit hergiebt, muß es sich gefallen lassen, wenn man über ihn lacht. Darüber sich ärgern, das ist die zweite Dummheit. Und damit ich keine dritte begebe, so verschlucke ich auch den Progen! Eine Rache aber behalte ich mir vor. Damit meinem Schwiegerohn das Progenzeichen ein für allemal vergeht, mache ich ihn extra selbst zu einem solchen. Ich kann's, ich hab's, zu einem riesigen Geldprogen mach' ich ihn. Dann ist das Lachen an mir, und wer zuletzt lacht, der — Teufel am End' ist das gar der andere!“ —

Eines Jägers letzter Schuß.

„Na, und Sie, Herr Oberst, schweigen Sie sich grundsätzlich über ihre Jagdabenteuer aus, oder haben Sie nie gejagt?“ fragte im Alt-Derrenstübchen des Kasinos einer kleinen mitteldeutschen Residenz der herzogliche Forstmeister sein Gegenüber.

„Wie? Sie wissen nicht, daß der Herr Oberst noch nie eine Flinte in die Hand genommen hat?“ warf ein Gutsbesitzer ein.

„Sie irren, Herr Baron!“ sagte trocken der alte Oberst z. D., eine frische Cigarre anzündend.

„Wie, Sie hätten doch? Das erste Wort, das ich davon höre!“ gab jener zurück.

„Sogar recht eifrig!“ fügte der Oberst ruhig hinzu. „Nun, so geben Sie doch auch einmal etwas zum besten!“ nahm der Forstmeister wieder auf, „es darf ja auch etwas gelogen sein, nur nicht zu dick!“ setzte er schalkhaft hinzu; er war selbst der stärkste Lateiner in der Runde.

„Ich wüßte nur wenig, ja eigentlich nichts so Lustiges, wie's die Herren lieben!“ entgegnete der Oberst.

„Nah, es darf auch traurig sein, nur schießen Sie auch einmal mit etwas los. Auf eine Thranen soll es mir nicht ankommen!“ drängte der andere weiter.

Man lächelte um den Tisch, nur der Oberst blieb ernst.

„Traurig?“ meinte er, „nun traurig und den Herren vielleicht auch einigermaßen interessant dürfte wenigstens ein Vorfall sein, bei dem ich meinen letzten Schuß that.“

„Den letzten Schuß? Erzählen, erzählen!“ tönte es im Kreise.

Der Oberst sah eine Weile nachdenklich vor sich hin, gelassen mit der Hand eine Rauchwolke von seinem verwetterten Antlitz scheidend, wie einen Schleier von seinem Gedächtnis.

Die andern warteten geduldig. Endlich begann er: „Es war nach sechsundjehzig. Ich stand damals als Hauptmann in Preußisch-Hessen, kleine, langweilige Garnison, deren Hauptvergünstigungen die Ausflüge nach Frankfurt oder Kassel und die Ausübung des sogenannten edlen Weidwerkes waren, dem ich eifrig oblag und fast die ganze dienstfreie Zeit widmete. Der Wildstand war nicht besonders. Man schoß eben, was einigermaßen schußbar war, der Kunst und des Vergnügens halber. Ja, des Vergnügens.“

Sein Gesicht wurde noch um einen Schatten düsterrer.



Nach sekundenlanger Pause nahm er wieder auf.
„Ich war nicht gerade ein »Schießer« im ganz gemeinen Sinne des Wortes; aber ich war doch einer. Damals wußte ich's nicht, aber heute. Ich habe zu viel geschossen, viel zu viel. Bis der letzte Schuß kam.“

Er atmete hörbar schwerer, und die Worte kamen wie aus gedrücktem Herzen.

„Ich war an einem schönen Spätsommertage durch die Buchenwälder des Jagthals gestreift, die Flinte auf dem Rücken, meinen Tefel an der Leine. Vor den Lauf war mir noch nichts gekommen, und es war mir fast gleichgültig; kaum daß ich noch manchmal dran dachte, daß ich eine Büchse trug.“

Da, wie ich über eine Lichtung schritt, klang ein Pörruf über mir. Zwei Holztauben flogen wie im Spiel

Aber es war mein letzter Schuß auf der Jagd!
Meine Batterie hab' ich durch den großen Krieg geführt — vom Eröffnungsjagen bei Wörth zum Kessel-treiben von Sedan und bis zum Gallakt am Mont Valerien — — auf ein Tier aber hab' ich nie mehr angelegt. Ich mag auch die Jagd nicht mehr!“

Der Oberst schwieg.
Tiefe Ruhe lag über dem Raum.
Der Forstmeister räusperte sich, um ein befreiendes Wort zu sagen. Aber er fand den Mut noch nicht dazu.
Es war eine nachdenkliche Geschichte.

Hochfahrten.

Von
Robert Münchgesang.

Es ist Abend geworden.
Das Dörfchen vor uns hat nur eine Straße, und am Ende steht das morsche Kirchlein, moosbewachsen und ephenumrankt, von hochalterigen Bäumen umstanden und von dem Kirchhof umgeben, mit seinen weißen Steinkreuzen und gesunkenen Gräbern.

Es wird Nacht. Unförmlichen Steinklumpen gleich stehen die Häütten und Bäume. Alles ist still. Von fernher zieht schwerfällig ein Wagen. Er biegt in die Dorfgasse ein, hält vor einem Gehöft. Die Hunde schlagen an, die Pferde werden ausgeharrt und schleifen müde die Kette hinter sich her. Das Gefährt rollt knarrend in den Schuppen, die schweren Thorflügel krachen zusammen. Dann ist alles still, totenstill.

Auf dem Teiche vor uns glitzert es und winkt es. Helle Punkte leuchten es. Helle Punkte leuchten da unten, es werden ihrer mehr, je länger wir hinschauen. Schau nach oben! Wie ist der Himmel klar und schön. Da stehen sie alle, der große und der kleine Himmelswagen, der herrliche Orion, die funkelnden Plejaden, der tiefabsteigende Bootes, Adler, Schlange, und wie sie alle heißen, und quer über den ganzen ungeheuern Himmelsraum strahlt die Milchstraße, der himmlische Seerweg, ein stummerdes Funkenmeer, ungeheuer, unerreichbar, unzählbar.

Wer ergreift nicht die Sehnsucht nach oben, wenn er diesen Anblick genießt? Wen packt es nicht lebhafter, mit Vögeln, Wolken und Sternen Zwißsprache zu halten, als hinunter zu tauchen in die greuliche Meerestiefe oder den unheimlichen Schacht der Bergwerke?

Ja, und so lange die Welt steht, die geschichtliche



Wir aber war's, als ob ich ein namenloses Verbrechen begangen hätte.

Da, ich hatte sie noch nicht auf dem Korn, da schoß sie von selbst, laut schreiend, wie ich noch nie ein ähnlich Geschöpf habe schreien hören, herunter; sich auf die verendende Gefährtin werfend, mit ausgebreiteten Schwingen, und wehlagend, wie ein menschlich Wesen um einen toten Lieben, dem es helfen möchte und doch nicht mehr kann. Es war der Lüberich, sein sterbendes Weibchen lieblosend!

Wir aber war's, als ob ich ein namenloses Verbrechen begangen hätte.

Und diesen Jammer, den ich verschuldet, ich konnte ihn nicht mit ansehen.

Ich wandte mich — wie zur Flucht.

Aber die klagende Stimme des Männchens verfolgte mich, und ich kam mir schändlich feige vor. Ich kehrte mich dem Pärchen wieder zu, und immer noch klagte das arme Tier in haltlosem Schmerz um seine Geliebte.

Qualvoll schnitt es mir ins Herz; ja, Thränen des Mitleids, der Jammer, der Wut stiegen mir in die Augen. Den Jammer nicht schauen, nicht helfen und nicht fliehen können!

Was thun? — —

Die Flinte reiß' ich an die Waße und — es war ein Stück Selbstmord! — schoß auch ihn tot.

und Sagenwelt, so lange ist das Streben des Menschenherzens nach oben gerichtet gewesen, und Neugierde und Sehnsucht, Wanderlust und Hang zu Abenteuern haben die Menschen veranlaßt, öde Berge zu ersteigen, Hochbauten zu errichten und sich in kunstvollen Luftschiffen in die oberen Regionen zu erheben.

„Eilende Wolken, Segler der Lüfte,
Wer mit euch wanderte, wer mit euch schiffte!“
sagt unser Lieblingsdichter Schiller, und Goethe, sein vornehmer Freund, klagt in derselben Tonart „O daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Der Sonne immer nachzustreben!
Ja, wäre nur ein Zauber-mantel mein,
Und trüg' er mich in fremde Länder,
Mir sollt' er um die köstlichsten Gewänder,
Nicht feil um einen Königs-mantel sein.
Ach, zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen.“

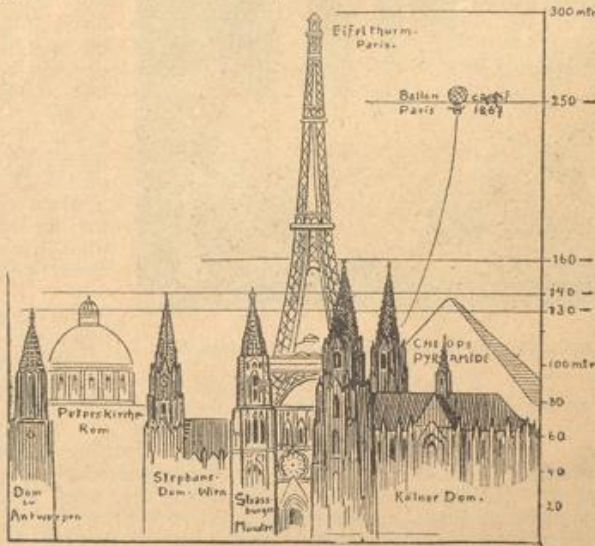
Wer weiß? Es ist alles schon versucht worden, den Himmel zu stürmen. Die Alten erzählten, daß es Niesen gegeben habe, die die Berge aufeinander türmten, um die großartigste Himmelstreppe zu bauen, die sich denken läßt. Die Juden träumten von einer Himmelsleiter und lassen den Elias, den Titanen ihres Volkes, auf feurigen Wagen in die Lüfte reisen. Die alten Griechen hatten einen Ingenieur der Sagenzeit, Dädalus geheißten, einen Erfinder im großen Stile. Er war der reine griechische Edison. Seine vielen Erfindungen brachten dem klugen Kopfe aber schließlich nur Armut und Verfolgung, das gewöhnliche Loos der Erfinder, und einmal blieb ihm sogar nichts anderes übrig, als durch die Lüfte durchzugehen, wollte er nicht zeitlebens Gefängnisluft atmen. Da baute er sich denn ein Paar Flügel aus Vogelfedern, und seinem Sohne auch ein Paar. Die Federn leimte er mit Wachs zusammen. Das war die erste Flug-

maschine. Er flog auch richtig damit über das Meer, aber sein Schicksal verunglückte unterwegs, weil er gegen den Rat seines Vaters zu hoch gestiegen war. Der junge Kafeweis wollte eben, wie alle Kafeweise, höher hinaus, er war richtig hoffärtig, hochmütig und übermütig, und so kam er der Sonne zu nahe, die das Wachs seiner Flügel schmolz, wodurch er in die Tiefe stürzte.

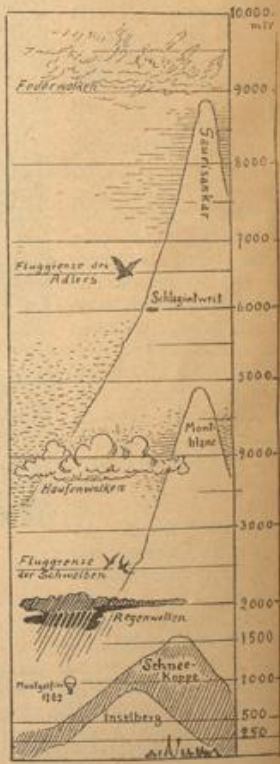
Daraus kann man ersichtlich lernen, daß ein Sohn wohl daran thut, wenn er seinem Vater und Lehrer gehorcht, denn das Ei ist eben nicht klüger als die Henne, fernher aber, daß die ganze Geschichte nicht wahr ist. Diejenigen, die sie erfunden haben, haben sicher keinen hohen Berg ersteigen, sonst wüßten sie, daß es um so kälter wird, je höher man steigt. Und der ungarische Volksdichter Petöfi hat auch keinen Berg ersteigen, sonst hätte er nicht ein wunderbares Abenteuer seiner Landsleute so kurios erzählt:



Sei, das müßte ja für einen Kaffierer wie Jäger bei Reichshild ein gefundenes Fressen sein.



Hohe Bauwerke.



Hohe Berge.

„In der Mitte Indiens sind die Berge nieder,
Doch dann strecken immer höher sie die Glieder,
Und wo beider Länder Grenzen sich beglichen,
Bis hinein die Berge in den Himmel reichen.“

Hier nun ist zu melden, daß die Mannschaft schwitzte, Jeder nahm das Halstuch ab und was nur higte; Und wie nicht? Denn über ihrem Haupt im Runde Stand die Sonne, kaum entfernt mehr eine Stunde.

Stücke Luft zur Nahrung mußten ab sie reißen, Denn sie war so dick, daß man sie konnte beißen; Um zu trinken, mußten sie so flink wie Katzen Wasser aus den Wolken sich heruntertragen.

Endlich konnten auf des Berges First sie dringen, Dorten war's so warm, daß sie des Nachts nur gingen Und nur langsam, denn gar groß war die Beschwerde, Da inmitten der Sterne stolperten die Pferde."

Den Menschenkindern ist es zu allen Zeiten als etwas Göttliches erschienen, hoch aus der Luft auf das Getriebe und Gewimmel da unten herabzusehen. Der Himmel erscheint den Alten als Wohnsitz der Götter, und wenn diese unsere arme Erde mit ihrem Besuche beehren, so geschieht es immer in Wagen, die mit Zauberpferden, Schwänen, Pfauen, Schlangen bespannt sind. Der Epikubengott Merkur schwang sich mit geflügelten

Schuhen durch die Lüfte, und wer heute das Patent von einem solchen Fabrikat besäße, der könnte ein gut Stück Geld verdienen und manchem Spitzbuben auf die Beine helfen. Sei, das müßte ja für einen Kassierer wie Jäger bei Rothschid ein gesundes Breffen sein, mit der Kasse in der Tasche, Feinsliebchen unterm Arm und mit geflügelten Pantoffeln unter den



Sie blieben Sieger und jeder nahm stolz einen Fegen als Trophäe heim.

Füßen sich über die Gemeinheiten des Daseins großartig hinwegzusetzen! Die Sache wäre freilich mißlich, wenn dann dem Hochstapler so eine fliegende Kolonne Geheimpolizisten nachsegelte, alle wohlbewaffnet mit Steckbriefen, Haftbefehlen, Handschellen, Marinerevolvern, Fernrohren und Kaffos, da wäre denn der „wilde Jäger“ fertig.

Aber so weit sind wir leider noch nicht, und wen die Sehnsucht erfaßt, zu den „obern Zehntausend“ zu gehören, der muß wohl als Salontiroler mit Alpenstock und Rucksack im Sommer auf das Faulhorn klettern, oder auf den Nigi.

Wie hoch hat sich denn nun eigentlich die Menschheit verfliegen, solange sie im wörtlichen Sinne hinaufstrebt?

Ah, das ist wenig im Hinblick auf die unendlichen Himmelsräume. Von dem babylonischen Turme, „dessen Spitze bis in den Himmel reichen“ sollte, Schweigen wir besser. Er scheint nicht weit über die Grundmauern hinausgekommen zu sein. Dagegen haben wir doch eine hübsche Anzahl von Kirchtürmen gebaut, die eine beträchtliche Höhe erreichen. Antwerpen hat einen mit

132, Rom (die Peterskirche) mit 139, Wien (Stephansdom) mit 140, Straßburg (Münster) sogar mit 143 und Köln (Dom) mit 160 Metern. Der rätselhafte Steinriese in Agypten, das größte Grabmal der Welt, die Cheops-Pyramide von Gizeh, hat 138 Meter Höhe. Alle diese Wunderwerke menschlicher Ausdauer, Klugheit und Thatkraft werden an Höhe freilich überragt durch den Eiffelturm der Pariser. 300 Meter steigt dieses gußeiserne Gebäude, das Wahrzeichen von Paris, in die Lüfte, und doch ist das nur eine Erhebung, die z. B. der Inselsberg auf dem Thüringerwalde (915 m) um das dreifache, die Schneekoppe auf dem Riesengebirge (1600 m) um mehr als das fünffache übersteigt. Und was wollen diese Maulwurfsbauten noch sagen gegen den Montblanc (4800 m), den höchsten Berg Europas, oder gar den Gaurisankar, den König aller Berge, der im fernen Indien 8800 m Höhe erreicht!

8800 Meter! Das ist ein tüchtiger Spaziergang in gerader Linie, und nun den Weg in die Höhe! Wer ist der Übermensch, der sich erdreisten will, einen solchen Marsch in die Lüfte zu wagen, und wer kann sich dessen rühmen?

Als die Türken einmal in eine besetzte Stadt einzogen, heißt es, schossen die Janitscharen nach den Fenstern, damit sich niemand rühmen könne, auf ihren Sultan, der sie anführte, herabgesehen zu haben. Wer aber die hohen Punkte der Erde ersteigt, um von da aus auf Sultane und ihre Unterthanen herabzublicken, den bedrohen noch ganz andere Gefahren. Nicht Lawinen, Gletscherspalten und Abgründe sind es allein, die den festen Eindringling in das Reich der Berggeister ängstigen, nein, es ist vor allem die Luft, die in den Regionen so dünn wird, so schrecklich dünn, daß dem Wanderer da oben der Atem ausgeht, die Hände schwer werden und das Blut aus Mund und Nase strömt. Das Sprechen wird ein saures Geschäft und das Gesprochene verhallt klanglos. Todesstille herrscht auf diesen Höhen, eine schauerliche Ruhe, die weit, weit von der Nachtstille da unten entfernt ist, wo wir ja doch den Pulsschlag und Atemzug der Natur so deutlich und freundlich vernehmen. Und doch sind auch diese schauerlich hohen Bergklippen besucht worden, und den Gaurisankar hat ein Deutscher, Professor Schlagintweit, bis 6000 m Höhe erklettert.

Das Bergsteigen ist freilich nicht jedermanns Sache. Bequemer steigt es sich im Luftballon auf, wenigstens sieht sich das von unten so an.

Das Luftfahren hat eine lange und interessante Geschichte. Wenn man den Chinesen glauben soll, so ist schon im Jahre 1306 gelegentlich der Thronbesteigung des Kaisers So-Kien ein Gaukler in einem Luftschiffe

aufgestiegen. Ob er mit heilen Knochen wieder heruntergekommen ist, darüber schweigt die Chronik der Zopyrianten. Wenn das geschehen ist, so hat ihn aber sicher der Kaiser des Himmlischen Reiches zum Oberhofhimmelfersteiger ernannt und ihm den Drachenorden I. Klasse verliehen.

Zum Jahr 1736 ist ferner der Portugiese Don Guzman im Beisein des Königs Johann V. aufgestiegen. Er hatte sich einen tüchtigen Holzkorb gemacht, diesen von allen Seiten mit Papier beklebt und darunter ein Feuer angezündet. Dadurch wurde die Luft im Korbe leichter und hob den Ballon samt dem edeln Don Guzman in die Höhe. Am Dache des Palastes blieb das Wunderding hängen, und der Luftschiffer mußte mit Leitern und Stricken wieder heruntergeholt werden. Der mutige Mann wollte noch einen zweiten Versuch machen, aber — da meldete sich die Inquisition und brachte den „Zauberer“ in Nummer Sicher. Wahrhaftig, die Jesuiten hätten ihn sicher und rasch auf ihre Weise in den Himmel befördert, wenn der König nicht barmherzigerweise die Hand über den armen Teufel gehalten hätte.

Nachher bekamen die Franzosen Appetit an der Sache. Die Gebrüder Montgolfier (sprich Mong-golfier) in Annonay (Annonäh) in Frankreich, ein paar hochgebildete, geschickte Männer, hatten nämlich bemerkt, daß die Wolken in die Höhe steigen. Nun, das bemerkt jeder, der Augen hat, ohne sich dabei viel zu denken. Ferner sieht auch jedes Schulbüblein ein, daß die Regenwolken tief stehen und die Hausenwolken hoch.

Wer den Kigi in der Schweiz besteigen will, der sieht sich zuerst den benachbarten Pilatus an.

„Hat er einen Hut,
Dann geht es gut.
Hat er einen Kragen,
Dann kannst du's wagen.
Hat er einen Degen,
Dann giebt es Regen.“

Hut und Kragen sind die dünnen Hausenwolken, die von der Ausdünstung der Erde herrühren und auch beim heitersten Wetter nicht verschwinden, der „Degen“ meint aber die Regenwolken, die an der Seite hängen, allen Bergfexen ein Grenel. Sie stehen 2000 m und noch tiefer, während sich die andern höher als das doppelte erheben, von den Federwölchen ganz zu schweigen, die die höchsten Berge überragen. Das kann also jeder, ohne den Scharfsinn der Brüder Montgolfier, beobachten. Aber wer hat nun wohl schon den Einfall

gehabt, künstliche Wolken zu machen, um sich dadurch die Welt aus der Vogelperspektive anzusehen?

Die beiden Franzosen haben einen Ballon aus Leinwand und Papier gebaut, feuchtes Stroh und gedachte Wolle darunter angezündet, und am 4. Juni 1783 das Gefährt gegen 1000 m hoch in den Himmel geschickt.

Ein anderer Franzose, den der Ruhm der Montgolfier nicht schlafen ließ, baute hierauf einen ganz verschlossenen Ballon, füllte ihn mit dem leichten Wasserstoffgas und ließ ihn am 26. August desselben Jahres von Paris aus in die Höhe. Das war ein Jubel unter den Pariser! Alle Welt hallte wieder von dem Siegesgeschrei an der Seine, und die Franzosen bekamen davon als hochfahrende Lustluste großen Ruf. Der Ballon plagte übrigens in der Höhe und ließ sich ein paar Stunden von der Welthauptstadt



Alle Elemente haben sich verschworen, die Wärme nicht in den Himmel wachsen zu lassen.

nieder. Die Bauern, die gerade wegen der Ernte auf den Feldern waren, gerieten freilich dadurch in großen Schrecken. Männiglich glaubten sie, der Mond käme vom Himmel herab und das Ende aller Dinge stände bevor. Als sich aber die Piedermänner überzeugt hatten von der Windigkeit und inneren Hohlheit des himmlischen Rätiels, da gingen sie tapfer vor — die Franzosen sind immer tapfer, wenn sie hundert gegen einen sind — und machten dem aufgeblasenen, pustenden, tollenden Valle den Barsaus. Sie blieben Sieger, und jeder nahm stolz einen Fehzen als Trophäe heim. Der schöne Ballon, den so viele Dichter und Gelehrte ausgeföhigt und mit ihren heißen Wünschchen begleitet hatten, nahm somit ein unrühmliches Ende. Das ist das Los des Schönen auf der Erde.

Die Pariser waren aber mit ihren Erfolgen reichlich zufrieden, brachten Geld zusammen und tüftelten neue Flugmaschinen aus. Bald darauf stiegen auch die ersten Menschen in die Höhe, mutige und achtenswerte Leute, die bereit waren, sich der Wissenschaft zu opfern und sich von den Forschungen da droben auch wohl mehr versprachen, als tatsächlich herausgekommen ist. Manche machten daraus einen Sport, wie die Engländer sagen, die Ballons schossen wie Pilze aus dem Boden, ganz Frankreich wurde von der Windbeutelerei verseucht, und viele benutzten die Auffahrten als eine Art Lustkur. Wenn das so fortgegangen wäre, hätten die Franzosen wahrlich allerwärts Sicherheitstafeln anbringen müssen mit der Inschrift „Nichtsfahrt“ und Gendarmen dabei setzen, um Unglück zu verhindern.

Heute hat sich freilich die Sache etwas beruhigt, doch schon man hört, daß Hochzeitsreisen „auf diesem und

mehr ungewöhnlichen Wege" gemacht werden, wenn auch die Eben jetzt nicht mehr allgemein im Himmel geschlossen werden. Nicht nur Männer, sondern auch Frauen machten die Mode mit, und eine soll sogar zweihundertmal glücklich niedergekommen sein.

Mancher Hitzkopf hat sich da oben freilich gründlich abgekühlt und seine Waghalserei schwer gebüßt. Oft fuhr die Luft des Ballons aus der Haut, lösten sich die Gondeln und sausten wie Sternschnuppen in die Tiefe. Manchmal fingen sie oben Feuer oder stürzten ins Meer. Alle Elemente haben sich verschworen, die Bäume nicht in den Himmel wachsen zu lassen und auch dem Menschen das Reich der Vögel, Wolken und Winde zu versperren. Einen praktischen Nutzen davon hat nur die Kriegswissenschaft gezogen. Die Pariser haben 1870 und 71 manchen Ballon aufgelassen — einer davon ist bis nach Norwegen verschlagen worden — und wir haben nun auch eine Luftschifferabteilung in unserer Heere.

Wissenschaftliche Luftreisen sind seit dem letzten Kriege noch verschiedene unternommen worden, so diejenige von Crocé-Spinelli, am 22. März 1874, von Gay Lussac und Biot, die 7400 Meter hoch stiegen, und am höchsten hat sich der Engländer Glaisher (spr. Gläser) 1862 erhoben, der 11000 Meter über dem Meeresspiegel gewesen sein mag. Genau weiß er selbst nicht, wie hoch er gekommen ist. Hören und Sehen verging ihm in den Wüsten des Himmels, hilflos wie ein Kind kam er herunter. Da haben sich die Grenzen menschlichen Strebens und menschlicher Dymnast wieder einmal deutlich beieinander gezeigt.

Und was reizt denn nun eigentlich da oben? Wie sieht es denn in diesen höchsten Höhen eigentlich aus? Wunderbar und fremdartig genug.

Zunächst die Erde. Wie große Schatten ziehen die Wälder gegen den Gesichtskreis; ein wunderliches Bauwerk, wie auf- und niederflutende Wogen, erscheinen die Gebirge. Silberne Fäden sind die Ströme da unten, schimmernde Flecken die Seen. Über dem Ganzen schwebt ein eigentümliches gelbes Licht. Wir steigen höher, denn es sind noch Wolken über uns. Je höher wir kommen, desto fremder erscheint das Vaterhaus, unsere Erde, in der Tiefe. Das Meer steigt in der Ferne auf, ein glänzendes Goldband, das in wirren grauen Massen verschwindet. Um das Schiff umher dehnen sich die Cirruswolken der Erde, weißen dünnen Leichtenüchern vergleichbar. Und oben? Ach Gott, wo ist da der schöne Himmel, die blaue vertraute Glocke unserer Erde?

Es ist ein schwarzer Abgrund geworden, der ohne Maß und Grenze in die Tiefe geht, ohne dies helle freundliche Licht, ohne flimmernde Strahlen und Krineln. Alle Sterne sind sichtbar, winzige Goldpunkte, die verloren in die Ode gestreut sind. Und die Sonne? Ist das noch die freundliche Lebensspenderin, die so lieblich unsere Herzen erwärmt, uns hoffen und wünschen läßt?

Nein, sie ist ein drohendes Gestirn geworden, ohne Wärme, ohne Strahlen, eine scharfgeschnittene Scheibe aus wallendem, bläuhendem, weißgeschmolzenem Metall — so glöht sie mit vernichtendem Glanze aus dem Schilde. Und doch hält sie nicht einen Hauch des Lichtes fest in diesen weifenlosen Räumen, nur auf dem Ballon und dem Schiffe strahlt ein grelles Licht, das die Maschine gepenitentig von der umgebenden Nacht abhebt und die Gesichter totenartig zeichnet.

Der menschliche Laut erstirbt in der weltverlassenen Einöde, denn das Reich des Klangs ist hier oben aus,

und wenn sich der Blick von der Sonne wegwendet, so erblickt das erschreckte Auge nichts als die entsetzlichen Sterne, wie Geister, die bei Tage umgehen.

Unter Dörflein liegt noch immer in tiefem Frieden. Der Mond ist aufgegangen, und Häuser und Kirchlein treten freundlich aus dem Schatten hervor.

Schlaft alle wohl! Ich denke, wir gehen auch zu Bett, so eine Luftfabrik macht müde. In der Heimat schläft sich's so schön!

Die Vogelscheuche.

Draußen vor dem Dorfe im Obstgarten an der Landstraße hausten heuer die Späzen geradz zu unverschämt; keine Kirche blieb von den gierigen Schnäbeln verschont. Ganz betrübt sagte deshalb Frau Guttenberger: „So geht's nicht mehr, ich muß eine Vogelscheuche machen.“ Und da sie das Glück gehabt, vor nicht langer Zeit den Kleiderschrank eines alten Onkels zu erben, so vermochte sie das rohe Holzgestell zu ihrer Vogelscheuche wirklich ippig auszurufen: ein zimmetbraunes Feinkleid, dem die Not ein grünes Sitzeil eingefügt, ein buntes Hemd, ein altertümlicher Rock mit großen, karierten Schößen, ein trichterförmiger, noch unzerissener Strohhut. Man hätte wirklich meinen können, es sei jemand.

„Und was für ein flotter Kerl,“ murmelte Frau Guttenberger, indem sie einige Schritte zurücktrat, um den Totaleindruck ihres Wertes in der Obstwiese zu genießen. Und befriedigt ging sie von dannen.

Während sie auf der Straße dem Dorfe zuschritt, begegnete sie zwei Feldjägern zu Pferde. „Hu, hu,“ dachte sie, „wollen die am End' gar jemand arrelieren?“ Dann kehrte sie heim, ohne weiter darüber nachzudenken.

Ein wenig weiter begegneten ihrerseits die Feldjäger einer neuen Erscheinung. Es war einer jener Feldvagabunden, wie sie, von Betteln und Kartoffeldiebstählen lebend, auf den Landstraßen herumstreifen und in Gräben übernachten. Um ihn herum flatterten im Winde seine schmutzigen, zerrissenen Lumpen wie welke Blätter am herbstlichen Baume; hohlklingig, blaß, ging er barfuß und ohne Hut; glatt hing sein spärliches Haar herab, während sein Bart struppig und buschig Kinn und Wangen bedeckte. Hoch von ihrem Pferde herab blickten die vier Augen des Geseges gebieterisch fragend auf den armen Teufel, aber da dieser eben jetzt sichtlich nichts Strafbares beging, vielmehr ganz anständig auf der Landstraße schritt, die jedem braven Bürger gehört, so sagten ihm die Landjäger nichts und ließen ihn weiterziehen.

In diesem Augenblick bemerkte schon von weitem der Strolch die Vogelscheuche. Stolz aufgerichtet stand sie inmitten der Kirsch- und Pflaumenbäume und streckte die großen, schwarzen Arme in die Luft, als wolle sie allerhand Herenkünste treiben, so recht großhauerisch wie der Ritter von der traurigen Gestalt.

Der arme Schlucker blieb stehen und überlegte. Zuerst wandte er den Kopf zurück und überzeugte sich, daß die Wächter der Gerechtigkeit verschwunden seien, dann entschloß er sich rasch. „Nun, alter Spavenwauwau,“ sagte er, „jetzt geht's dir ans Leben! — Mich schreckst du noch lang nicht.“

Die Gestalt verharrte in vornehmem Schweigen, als fände sie diese Buttraulichkeit einer Person ihres Standes

